



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue deutsche Memoiren. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fälle zu blenden versteht. Außerdem erzählt er sehr lebhaft und sein Dialog ist gewekt und munter, aber seine Erfindung ist nicht bedeutend, man merkt überall die Mosaikarbeit aus einzelnen Einfällen. Wenn er daher ins Ernsthafte und Tragische übergehen will, so greift er doch wieder zu Combinationen, die der celtischen Einbildungskraft eines Eugen Sue Ehre machen würden. Die Geschichte von dem Flintenduell, von der Verstümmelung eines Gesichts durch Scheidewasser und von der Bemühung der entstellten Schönen, ihrem Liebhaber noch immer reizend zu erscheinen, gehören in jenes unheimliche, häßliche Gebiet, das wir aus der Poesie gern entfernen möchten. —

Marie Giovani. Journal de voyage d'une Parisienne, rédigé par Alexandre Dumas. 3 T. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Das Reisejournal, von dem wir freilich nicht wissen, wieviel Wahrheit ist und wieviel Dichtung, gehört auf alle Fälle zu den unterhaltendsten Büchern, die Dumas in der neusten Zeit geschrieben hat. Die Erzählung ist äußerst lebhaft und spannend und die Gegenstände so bunt und mannigfaltig, daß man gar nicht daran denkt, zu fragen, ob der Verfasser oder die Verfasserin erzählt, was er gesehen oder was er sich eingebildet hat. —

Contes choisis. Les quatuors de Pile St-Louis. Chien-chaillou. — Grandeur et décadence d'une serinette; par Champfleury. Précédés d'une préface par P. J. Stahl. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Ein zartes, liebenswürdiges Talent und eine sehr feine, saubere, geschmackvolle Arbeit. Das Büchlein gehört zu den zierlichsten Erzeugnissen der neuern französischen Poesie und hat bei der französischen Kritik gerechte Anerkennung gefunden. —

Les grands hommes en robe de chambre. Par Alex. Dumas. — Louis XIII. et Richelieu. Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Comp. —

Novellistisches Geplauder aus dem schon so häufig behandelten Zeitalter des großen Cardinals, das übrigens einige weniger bekannte, geschickt verarbeitete Züge enthält. —

Neue Deutsche Memoiren.

1.
Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 u. 1807. Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Cavalerie, Freiherrn von Ledebur.

Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Aufschwungs unsrer Nation, aus den Kriegen von 1813—1815 haben sich seit langer Zeit in unsrer Literatur

auf sehr schätzenswerthe Weise vervielfältigt; dagegen sind Berichte von Augenzeugen der militärischen Begebenheiten in der Unglückszeit von 1806 bei weitem seltener: Rühle von Lilienstern, Henkel von Donnersmark, Nostiz, Müffling sind unsers Wissens die einzigen, welche mit einiger Ausführlichkeit Selbsterlebtes aus jener Zeit mittheilen und diese, die im Stabe beschäftigt waren, verweilen vorzugsweise bei dem trostlosen Bilde der Rathlosigkeit der Führung, der geistigen oder physischen Unfähigkeit der höhern Befehlshaber und man wird geneigt, dieselben moralischen Eigenschaften auch bei den Truppen zu suchen. Und doch befinden wir uns dabei auf falschem Wege. Sie waren schwach durch mangelhafte Ausrüstung und zum Theil durch taktische Unbehilflichkeit, Offiziere und Mannschaften aber besaßen sonst tüchtige militärische Eigenschaften, wie sie dies ja auch früher in den Feldzügen von 1793 u. 94 gezeigt haben und wie dies nicht anders sein konnte, denn aus demselben Offiziercorps gingen die Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, York, Kleist, Schill und alle jene Helden vom höchsten bis zum niedrigsten hervor, welche die preussische Armee später zur thätigsten und gefährlichsten Gegnerin des Weltbestegers machten. Die Elemente eines tüchtigen Heeres waren schon damals vorhanden, sie waren aber niedergehalten und außer Thätigkeit gesetzt durch den Wust pedantischer Formen und durch die moralische und physische Kraftlosigkeit der obern Stellen. Einen aus diesen bessern Bestandtheilen des Heeres lernen wir in Ledebur aus seinen hinterlassenen Briefen kennen. Obgleich stark erschüttert von dem schrecklichen Falle seines Vaterlandes war doch sein Charakter viel zu kräftig, als daß er sich dumpfer Verzweiflung hätte hingeben sollen. Im Gegentheil vergißt er in der unglücklichsten Lage, in der Gefangenschaft, keinen Augenblick, daß der Platz des Soldaten bei seiner Fahne ist und daher sinnt er unablässig auf Mittel, wie er wieder zu dem Heere des Königs gelangen kann und führt seinen Entschluß auch mit Kühnheit und Geschick, allen Fährlichkeiten und Beschwerden mit ungebeugtem Muth und wahrhaft spartanischer Genügsamkeit trotzend, glücklich aus. Diese Geschichte seiner Selbststranzionirung bildet den Haupttheil und auch den interessantesten des vorliegenden Buches. Freiherr von Ledebur, einem westphälischen Geschlecht entsprossen, machte 1793 seinen ersten Feldzug und zeichnete sich als Cornet bereits im Treffen bei Pirmasens, wo sein Regiment (Vorstell) 13 Geschütze nahm, von denen Ledebur selbst 2 eroberte, rühmlichst aus. Den Feind zu kühn verfolgend, wurde er lebensgefährlich verwundet und es entging ihm dadurch der Orden pour le mérite, da man ihn schon zu den Todten zählte. Dennoch genas er wieder vollkommen und eilte beim Beginn des folgenden Feldzugs wieder zu seinem Regimente. Aber obgleich ein begeisterter Cavalerist, war er doch nicht bloßer Haudegen, wie er denn nach dem Frieden um Urlaub bat, um ein Jahr in Göttingen zu studiren, ein Vorhaben, das sein Chef, charak-

teristisch für den damaligen Geist der höhern Befehlshaber des preussischen Heeres, für baaren Unsinn erklärte und das er nicht ohne Mühe ausführen konnte. In Göttingen, wo Professoren und Studenten in dem jungen Offizier bloß einen Kaufbold zu finden erwarteten, widmete er sich mit Eifer dem Studium und hatte während seines ganzen Aufenthaltes kein einziges Duell.

Die Briefe, in denen Ledebur seine Erlebnisse einem Freunde, dem Grafen zur Lippe auf Baruth mittheilt, versetzen uns gleich auf das Schlachtfeld von Auerstädt, wo der junge Offizier einen Zug des Regiments Borstell, als Flankeurs vorgeschickt, befehligt. In dieser Stellung war er ziemlich selbstständig, denn die alten Herren hatten zu viel mit sich selbst zu thun“, um sich um ihn zu kümmern und er hieb sich auf eigne Faust wacker mit der französischen Cavalerie herum. Als er sich später dem Regimente wieder anschloß, war dieses durch einen mißlungenen Angriff etwas in Unordnung gerathen, doch keineswegs entmuthigt. Aber es fehlte an einem Offizier, der es gegen den Feind, welcher sichtlich vor der preussischen Cavalerie Respect hatte, führen konnte. Der General war bei jenem mißlungenen Angriff an der Spitze des Regiments verwundet worden, „der Commandeur Oberst K. . . aber nicht zu finden. Oberst K., in der peinlichsten Verlegenheit über das, was zu thun sei, ritt hin und her, fragte diesen und jenen und faßte auf Zureden wol einmal ein Herz, um Marsch! Vorwärts! zu commandiren, aber mit einer solchen Unsicherheit, daß man gleich merkte, wie es ihm kein rechter Ernst war und niemand sich deshalb berufen fühlte, Folge zu leisten, während Major M. . . . seine Unfähigkeit unter erkünsteltem ironischen Lächeln zu verbergen suchte und that, als wisse er wohl, was geschehen müsse, wenn er nur dürfe! Major Sch. . . hatte den besten redlichsten Willen und empfand den tiefsten Schmerz über diese Zustände, wagte es aber nicht, seine untergeordnete Autorität hier geltend zu machen. Daß die Befehle zu dem, was geschehen sollte, von oben kommen mußten, diente allen zum Vorwande, bis dahin sich ruhig zu verhalten — von oben aber erfolgten keine Befehle.“ Das unthätige Stillstehen im Kanonenfeuer und die sichtliche Unfähigkeit und Unentschlossenheit der Obern konnten das Regiment nur entmuthigen, zumal da es, schon von Haus aus schlecht beritten, die Pferde kaum von der Stelle bringen konnte. Ihm gegenüber hielt ein französisches Reiterregiment, das einen Angriff der Preußen zu fürchten schien, als diese aber keine Anstalt machten, endlich selbst antrabte, worauf die Angegriffenen Kehrt machten und vom Schlachtfeld verschwanden! Nur einzelne blieben zurück, die nun Ledebur zu sammeln suchte, um sich der noch im Gefecht befindlichen Reiterei irgendwo anzuschließen. Damit noch beschäftigt, fand er einen schwerverwundeten Kameraden und Freund auf dem Schlachtfelde liegen, den er zu retten versuchte. Er stieg vom Pferde, um ihn mit Hilfe zweier anderer unberittenen Cavaleristen fortzutragen, mußte aber davon ablassen, da der Schwerverwundete zu schwach war.

Gleichzeitig näherten sich nun auch feindliche Flankeurs, und als Ledebur sein Pferd wieder besteigen wollte, um zu den Seinen zu eilen, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß einer der unberittenen Cavaleristen mit seinem Pferde bereits das Weite gesucht hatte. Er konnte nur noch nach einer nahen Weide springen, um sich den Rücken zu decken, und den Säbel ziehen, dessen Klinge ihm aber nach wenig Hieben sprang, so daß er sich alsbald wehrlos als Gefangener in der Gewalt eines französischen Chasseurs befand, der ihn in der Richtung nach Raumburg hinter die Front brachte. Noch war die Schlacht nicht entschieden und als Ledebur hinter der Front anlangte und die ganzen Scharen Verwundeter, die zurückgingen oder gefahren wurden, die große Anzahl der demontirten Geschütze, die immer noch zunahm, und die sehr geringe Anzahl preussischer Gefangener sah, die sich bis jetzt in den Händen des Feindes befand, konnte er sich noch eine Zeitlang schmeicheln, daß die Entscheidung günstig für Preußen ausfallen werde. Aber der Schlachtendonner wurde zwar immer lauter und heftiger, doch kam er nicht näher, und das Saalthal herauf strömten immer neue Regimenter Franzosen, namentlich viel Artillerie und Reiterei. Die letzte Illusion verschwand, als Ledebur, vor dem Thore von Raumburg wartend, eine unabsehbare Colonne preussischer Gefangener heranzugsiehend sah, welchen er sich anschließen mußte. Soviel deutschen Patriotismus besaß damals noch die sächsische Stadt, daß sie über das Unglück der Preußen nicht jubelte! Die Straßen waren öde und leer, Läden und Hausthüren blieben verschlossen, kein Neugieriger ließ sich sehen. Die Offiziere wurden im Rathskeller untergebracht, wo es ziemlich eng herging, und wo Ledebur trotz des wüsten Treibens, das um ihn herrschte, Muse fand, über sein Schicksal und seine Zukunft nachzudenken. Keine seiner geringsten Sorgen war, sich eine gegen die kalte Herbstluft schützende Kleidung zu verschaffen, denn sein knappes Colletchen gewährte nur eine ungenügende Bedeckung. Dies war aber nicht so leicht, denn er war ganz ohne Geld und er mußte froh sein, von einem Kameraden, der sich einen Mantel erschwungen hatte, einen überflüssig gewordenen alten Ueberrock geschenkt zu bekommen. Später war er so glücklich, sich durch Hilfe eines Freundes und die den gefangenen Offizieren von dem französischen Commandanten gewährte Geldunterstützung einen Mantel, Wäsche und Schuhe anzuschaffen. Andere freilich vertranken und verjubilten lieber das Geld. Vor allem aber beschäftigte Ledebur ein Gedanke, wie er sich aus der Gefangenschaft befreien und wieder zu seiner Fahne gelangen könne. Er hatte anfangs Gewissensscrupel, ob es ehrenhaft sei, sich selbst zu ranzioniren und Kameraden, die er um Rath frug, dachten noch mehr als an die Ehre an den Nachtheil und die Unannehmlichkeiten, welche die Flucht eines Mitgefangenen ihnen zuziehen würde! Nur einer, Lieutenant Bornstedt, schloß sich ganz Ledeburs Ansicht an, daß es Pflicht und verdienst-

lich sei, fortzugehen, sobald man sich nicht verbindlich gemacht zu bleiben. Vorläufig konnte jedoch von einer Flucht noch nicht die Rede sein, denn bei dem Ausmarsch nach Weimar, wo keine Escorte mitgegeben werden konnte, mußte der alte General Treskow im Namen der übrigen sein Ehrenwort geben, daß niemand entfliehen würde, und so blieb es, bis der Transport in Erfurt ankam. Hier aber bekamen die Gefangenen wieder Escorte, und nun fing Ledebur ernstlich an an seine Flucht zu denken; um ja keine günstige Gelegenheit zu verkümmern, schlug er trotz großer Ermüdung sogar das Anerbieten aus, auf dem mitgenommenen Wagen zu fahren, als die Reihe dazu an ihn kam. Ein Kamerad, H. von Puttkammer, dem er sich anvertraute, wollte mit ihm fliehen. In dem Gasthaus in Gotha, wo sämmtliche Offiziere einquartirt wurden, schien sich eine günstige Gelegenheit darzubieten. Ledebur spürte im Hause herum um die Localität kennen zu lernen, und fragte ein Hausmädchen nach einem unbewachten Ausgang. Er erhielt hier aber keine befriedigende Auskunft; dafür trat eine Dame — wie er später erfuhr eine Schauspielerinn — aus einem benachbarten Zimmer. Sie hatte das Gespräch mit angehört, und erbot sich, ihm behilflich zu sein, wenn er nur nach Dunkelwerden auf ihr Zimmer kommen wollte. Ledebur eilte nun zuerst auf den Boden, zog, um weder von einem Paß beschwert zu sein noch Nothwendiges zurückzulassen, alle seine Hemden übereinander an, legte die Schnupftücher unter dem Collet auf die Brust, die Schuhe hinten auf die Schultern und nahm darüber den weiten Mantel. Dann besprach er sich mit Puttkammer, der die Anfertigung von französischen Pässen, deren Form ihm genau bekannt war, auf sich nahm, und vorschlug, die Flucht zunächst nach dem nahen Meckterstedt zu richten, wo er in dem Prediger einen trefflichen Mann kennen gelernt hatte. Unterdessen aber hatten sich die Kameraden wegen des viel zu beschränkten Raumes des Quartiers beschwerend an den Commandanten gewandt, und dieser hatte entschieden, daß die gefangenen Offiziere in mehre Gasthäuser kommen sollten, wenn sie ihr Ehrenwort geben würden, da die Wachen sonst nicht zulängten. Die Deputation war gern darauf eingegangen, und nun begann ein fast allgemeines Ausziehen. Puttkammer und Ledebur blieben jedoch unter dem Vorwande der Müdigkeit zurück, obgleich alle ihre nähern Bekannten, mit denen sie auf der Reise gemeinschaftlich wirthschafteten, das Haus verließen. Bald kehrte aber einer zurück mit der Meldung, daß auch Ledebur bereits auswärts untergebracht sei. Einmal ließ er sich abweisen, aber er kam noch einmal, und erklärte, die Kameraden würden Ledebur mit Gewalt holen, wenn er nicht mitginge. So mußte er sich denn fügen, und sich auch noch das Auslachen der übrigen gefallen lassen, als er in dem neuen Quartier beim Zubettgehen seinen Hemdenpanzer abschnallte. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß unter den Kameraden eine förmliche Verschwörung gegen die Fluchtpläne Ledeburs

organisiert war, nicht aus selbstsüchtigen Gründen, sondern weil alle überzeugt waren, daß ein Entweichungsversuch Ledeburs nur zu seinem Verderben ausschlagen könnte. Dies erklärte ihm Lieutenant Malchizki, der als Wirtschaftschef für die kleine Genossenschaft agierte, welcher sich Ledebur angeschlossen, ganz offen. Auch auf dem Weitermarsch trat dies Bestreben mehrfach an den Tag. Beim ersten Halt brachte Malchizki ihm eine Gesundheit auf unzertrennliches Zusammenbleiben zu, und Lieutenant Lettow trat auf ihn zu und forderte ihn mit großer Herzlichkeit im Namen der übrigen auf, zu bleiben. Er stellte ihm vor, wie unmöglich es sei durchzukommen, wie die Armee vielleicht schon 50—60 Meilen entfernt, das Land von Feinden überschwemmt und mit Spionen angefüllt, er selbst ohne Kleidung, ohne Paß, ohne Geld oder Nahrung und bereits erschöpft durch die ausgestandenen Strapazen sei. Da kein Wohlgesinnter ohne Gefahr des eignen Lebens ihm helfen könne, sei Entdeckung auf der Flucht und schmachlicher Tod sein sicheres Loos. Aber selbst diese mit Thränen vorgebrachten Vorstellungen konnte Ledebur nicht in seinem Entschlusse wankend machen. In dieser Stimmung war er, als der Zug in die Nähe eines von der Chaussee etwas abseits gelegenen Dorfes kam, dessen mit Hecken umzäunte Obstgärten bis unmittelbar an die Straße reichten. Diese war wegen des in der Nacht gefallenen Regens so kothig, daß nur an den beiden Rändern ein schmaler Streif gangbar war, auf dem sich nun der Zug, Gefangene und Escorte bunt durcheinander, dicht aufeinandergebrängt im Gänsemarsch weiter bewegte. So schlüpfrig war der Weg, daß jeder mit sich selbst vollauf zu thun hatte, um nicht zu fallen, und auf die andern nicht achten konnte. So kamen sie auf eine Trift, die zwischen zwei Zäunen von dem Dorfe aus grade auf die Chaussee zuführte und zwar so, daß die rechte Zaunseite mit dieser einen spitzen Winkel bildete, gegen den das Dorf rückwärts lag; man mußte bei der Trift fast erst vorübergehen, ehe man dieselbe entlang sehen konnte. Rasch entschlossen, durch einen kurzen Späheblick sicher, daß ein Kamerad sein unmittelbarer Nachfolger war, sprang Ledebur um die Ecke, kroch schnell auf Händen und Füßen dicht an den Zaun gedrückt weiter, bis er an eine lockere Stelle kam, durch die er sich durcharbeitend in einen Obstgarten gelangte, der, nach der Chaussee zu mit einer Hecke geschlossen, ihm verhältnismäßige Sicherheit gewährte. Auf der andern Seite des Zaunes weiter kriechend, gelangte er an den ersten Hof des Dorfes, wo er in einem noch unbenutzten Schweinestall vorläufig Schutz suchte. Er hatte hier Zeit, seine Lage zu überdenken. Sie war nichts weniger als glänzend. An Geld hatte er noch keinen vollen Thaler, Lebensmittel und Papiere besaß er gar nicht und an Kleidung nur das wenige, was er auf dem Leibe trug. Freunde hatte er nicht in der Nähe und er mußte sich ganz auf die ungewisse Gütmüthigkeit fremder Menschen verlassen. Nachdem er wol eine Stunde ge-

wartet und alles längst still geworden war, wagte er sich aus seinem Versteck heraus, um sich nach dem Weg nach dem Hessischen zu erkundigen, wohin er sich zuerst zu wenden gedachte. Aber auch das Dorf war wie ausgestorben, und erst an der Thür eines besser aussehenden Hauses stand eine ältliche Frau. Von dem Fremden angeredet, holte diese ihren Mann, den Prediger des Orts, und dieser Ort war Mechterstedt, dasselbe Dorf, welches Puttkammer als das erste Ziel ihrer beabsichtigten Flucht empfahlen. Dem würdigen Mann gegenüber konnte er sich ohne allen Rückhalt aussprechen, und er fand bei ihm die freundlichste Aufnahme und bereitwilligste Auskunft. Lebensmittel konnte er außer einigen Schnitten Brot leider nicht geben, denn Küche und Keller waren vollständig ausgeräumt, er brachte ihn aber richtig auf den Weg, auf dem er noch vor Abend das Hessische erreichen konnte, und drängte, als er erfuhr, wie traurig es mit der Kasse des Flüchtlings aussah, ihm treuherzig das einzige Geld, was er bei sich hatte, ein Biergroschensstück, wenigstens als Andenken auf. Dann übernahm eine Bauerfrau die Führung bis an eine Wegscheide, von wo aus Brotterode, der nächstliegende hessische Ort, nicht mehr zu verfehlen sein sollte. Aber trotzdem verirrte sich der Flüchtling in Gebirg und Wald, und mußte den ganzen Abend, eine abgehauene junge Birke als Stütze gebrauchend, den schon früher von Flintenkugeln durchlöchernten Mantel von Strauch und Dornen zerrissen in Fetzen um sich herumhängend, eine echte Scheramsmingestalt, weggehend herumlaufen, um zuletzt doch im Walde zu schlafen. Am andern Morgen erfuhr er von einem Holzknecht, daß er weit vom Wege ab sogar noch über Eisenach, wo in dieser Nacht der Gefangenentransport gerastet hatte, hinausgekommen sei, und daß er, um Brotterode zu erreichen, die Straße nach Fulda überschreiten müsse, wo er Gefahr lief dem Transport zu begegnen. Wirklich sah er ihn von weitem auf der Straße kommen, als er sich dieser näherte, und mußte in sicherer Entfernung warten bis er vorüber war; dann aber gelangte er ohne weitere Fährlichkeit nach Brotterode, wo er bei dem Amtmann gastfreundliche Aufnahme fand. Gern hätte ihn dieser bei sich behalten, wenn es wegen der Nähe der Grenze, und der Ungewißheit, ob die Franzosen die hessische Neutralität lange respectiren würden, für den Flüchtling nicht zu unsicher gewesen wäre. Deshalb rieth er ihm, sobald als möglich den schmakaldischen Theil von Hessen zu verlassen, und sich in das eigentliche Kurfürstenthum zu begeben. Dies mußte jedoch, da es noch einmal durch das Eisenachsche ging, auf Nebenwegen durch das Gebirg geschehen, weshalb der Amtmann Ledebur einen Führer mitgab. Dieser brachte ihn glücklich an den Bestimmungsort, das erste hessische Dorf jenseits der eisenachschen Grenze, aber hier fand es sich, daß der brotteroder Amtmann, der den Flüchtling sonst mit allem was ihm fehlte großmüthig ausgestattet, übersehen hatte, dem Führer den Botenlohn voranzuzahlen. Das kostete Ledebur mehr als

die Hälfte seiner geringen Baarschaft, so daß ihm nur noch einige Groschen übrig blieben. Außerdem wurde er auch in der Schenke des Dorfes ziemlich unfreundlich empfangen, weshalb er alsbald seinen Stab weiter setzte und so glücklich war, in dem nächsten Dorfe bei dem Oberförster die freundlichste Aufnahme zu finden. Von hier gelangte er nach Göttingen, unterwegs mehrmals mit andern Selbstfranzionirten zusammentreffend, und suchte Quartier in der ihm von früher her bekannten londoner Schenke, wo er wegen seines abenteu-erlichen Aufzugs anfangs zurückgewiesen wurde, jedoch sofort ein Zimmer und alle mögliche Bequemlichkeit erhielt, als er seinen Namen nannte. Sein alter französischer Sprachlehrer, Herr von Chateaubourg, den er sogleich aufsuchte, machte ihn mit einem jüdischen Geschäftsmann Meyer bekannt, welcher ihm 25 Friedrichsdor vorkaß, was ihn in Stand setzte, zunächst mit der Post nach Braunschweig zu reisen, wo er sich auf seine alte göttinger Immatriculation als Gutsbesitzer von Ledebur aus der Nähe von Küstrin einen Paß ausstellen ließ, um nach Berlin zu reisen. Jedoch bereits in Halberstadt zeigte sich dies als unausführbar, oder wenigstens als gefährlich. Der Postmeister, der ihm diese Auskunft gab, rieth ihm nach Braunschweig zurückzukehren, und über die Altmark und Mecklenburg zu reisen. Er vertraute ihm zugleich wichtige Briefe an den König von Preußen an, die er nicht gewagt hatte auf dem gewöhnlichen Wege weiter zu senden. Hier erfuhr Ledebur auch zu seinem Schmerz die Capitulation von Prenzlau, sowie daß Blücher gegen Lübeck gezogen sei, und entschloß sich nun umsoeher, seinen Weg über Hamburg zu nehmen. Lüneburg fand er von Preußen besetzt: General P . . (Pelet?) war vom Blücherschen Corps abgeschnitten worden, hatte noch vier Escadrons seines eignen Regiments und viele Versprengte von andern Regimentern, im Ganzen 4000—4200 Mann bei sich, und vor sich das mit nur 200 Mann besetzte Braunschweig. Der Weg nach dem Harz stand ihm offen, und er hätte hier im Rücken der französischen Armee leicht eine sehr unbequeme Diverston machen können. Ledebur suchte ihn auch zu einem solchen Unternehmen zu veranlassen, aber er erhielt als Antwort nur Klagen über die verzweifelte Lage des Corps. „Alle Bagage haben wir verloren, mir und meinen Offizieren ist kein Hemde geblieben, außer was wir auf dem Leibe tragen; keinen Groschen Geld haben wir in der Tasche, die Leute sind ohne Löhnung und kämpfen mit Hunger und Mangel.“ Und Lüneburg war damals eine preussische Stadt, mit gefüllten öffentlichen Kassen, aus denen alle Bedürfnisse des Heeres gedeckt werden konnten; aber so eingewohnt waren die alten Herren in die Routine des Garnisonlebens, daß sie es nicht für erlaubt hielten, im Kriege sich auf diesem Wege Mittel zu verschaffen! Man requirirte nicht einmal bei den Wirthen Nahrungsmittel für die Soldaten! Nicht weniger charakteristisch war es, daß die Vorposten einen Courier mit Depeschen an den Marschall Bernadotte und einen

Menschen, der eine Menge Zeichnungen, Karten und verdächtige Papiere bei sich hatte und den man für einen Spion halten mußte, einbrachten, daß General P. aber nicht etwa die Depeschen und Papiere prüfte, sondern dem Courier und seinem Compagnon Wagen, Geld und Depeschen und sonstige Effecten unverfehrt und unerbrochen zurückgab, weil er nicht wissen könne, welches Schicksal ihm selbst bevorstände, und die Franzosen, würde er gefangen, es ihm übel lohnen möchten, wenn er einen ihrer Couriere aufgegriffen und seiner Depeschen beraubt hätte!

Hamburg war damals der Sammelpfad vieler versprengter preussischer Offiziere, da es von den Franzosen als neutrales Gebiet noch nicht besetzt war, und Ledebur erlangte hier von dem preussischen Residenten ein zweimonatliches Tractament und von dem französischen Consul ein Visa nach Lübeck, wo er die erste Schiffsgelegenheit benutzte, um nach Windau unter Segel zu gehen. Der russische Consul in Lübeck weigerte sich, ihm den Paß zu visiren, da er seit der Besetzung der Stadt durch die Franzosen seine Functionen eingestellt hatte, eine Weigerung, die später auf den Verlauf von Ledeburs Reise einen großen Einfluß hatte. Ebenso verhängnißvoll für ihn wurde sein Begleiter, Winzer, ursprünglich Bäcker, jetzt aber der Buchführer des petersburger Bürgerclubs, den er in Hamburg kennen gelernt hatte. Denn als die Reisenden in Windau ans Land stiegen, fand man den Paß nicht in Ordnung, weil ihm das Visa des russischen Consuls in Lübeck fehlte. Außerdem lautete Ledeburs Paß auf ihn selbst und einen Bedienten, weil er seines Bruders Diener in Hamburg als Versprengten getroffen und ihn mit bis nach Lübeck genommen hatte, ohne seinen Namen dort austreichen zu lassen. Am meisten Verdacht aber erregte es, daß, obgleich die Plaudereien seiner Reisegefährten verrathen hatten, daß Ledebur preussischer Offizier sei, er sich nicht als solcher zu erkennen gab, weil man bereits in Lübeck von dem nahen Abschluß eines Bündnisses Frankreichs und Preußens gegen Rußland gesprochen hatte, und er deshalb aufgehalten zu werden fürchtete. Man hielt daher beide bald für Abenteurer, bald für Spione oder politische Agenten, denn daß ein Bäcker wie Winzer in solchen Kriegszeiten eine Reise von Petersburg nach Deutschland und grade zu Privat Zwecken machen könnte, leuchtete den russischen Behörden nicht ein. Die Reisenden erhielten daher eine Art Stadtarrest in Windau, einem langweiligen Neste, in trauriger ödster Strandgegend gelegen, ohne Mauern und Thore, mit ungepflasterten Straßen, in denen man versinken konnte und mit durchweg hölzernen Häusern, und wären ohne die großmüthige Gastfreundschaft einiger Kaufleute und Beamten deutschen Geblüts in die größte Noth gerathen, da ihr Geldbeutel auf einen solchen Aufenthalt nicht eingerichtet war. Erst nach vierzehn Tagen traf Antwort vom Gouverneur von Mitau, wohin der Windauer Magistrat berichtet hatte, ein, aber nicht etwa die Er-

laubniß zur Weiterreise, sondern der Befehl selbst nach Mitau zu kommen. Anfangs sollte Ledebur hier gleich einen Paß erhalten, aber als er wegen des drohenden Vorrückens der Franzosen gegen die russische Grenze den Wunsch aussprach, nicht als Offizier genannt zu werden, schöpfte der Gouverneur gleich wieder Verdacht, und erklärte, erst nach Petersburg berichten zu müssen. Zum Glück fand Ledebur unter dem kurländischen Adel zahlreiche Bekannte, die theils selbst im preussischen Heere gedient hatten, theils Verwandte in dessen Reihen hatten, und so erlangte er denn endlich durch Verwendung der Herzogin von Kurland einen Paß, der ihm gestattete am 18. December nach fast vierwöchentlichem Aufenthalt in Rußland nach Preußen abzureisen, und am 20. in Polangen einzutreffen. Ledebur eilte nun nach Königsberg, denn er brannte vor Begier wieder vor den Feind zu kommen, aber so wohlwollend er von dem König und seinen Vorgesetzten aufgenommen wurde, machte es sich doch mit seiner Anstellung nicht so rasch, da sein Regiment in Magdeburg capitulirt hatte und daher nicht mehr vorhanden war. Zuletzt fand er unter seinem Freund Borstell eine Stelle als Volontär bei einem Commando der Garde du Corps, welches Ende December die Vorposten gegen den Feind bezog. In diesem durch die schlechte Jahreszeit doppelt schwierigen Dienste zeigte sich Ledebur sehr thätig und erwies sich als ein sehr unternehmender Reiteroffizier, der dem Feind keinen Augenblick Ruhe ließ. Ueberhaupt war hier in Ostpreußen ein ganz anderer Geist in der Kriegführung, wie im Anfang des Feldzugs von 1806, und jeder einzelne schien zu fühlen, daß er sein Möglichstes thun müsse, um die Scharte, welche die Ehre der preussischen Armee bei Jena und Auerstädt erlitten, wieder auszuwegen. Es war die Zeit zwischen den Schlachten von Gilsau und von Friedland, wo sich das Glück der Waffen wieder auf Seiten der verbündeten Preußen und Russen zu wenden schien, und wo die Hoffnung, den gehaßten Feind zu besiegen, die Kräfte eines jeden zu verdoppeln schien. Der kleine Krieg, in dem Ledeburs Commando beschäftigt war, war reich an kicken Streichen, und Ledebur selbst hatte das Glück, bei einem der gelungensten, dem Ueberfall von Bialokowo, der Anführer zu sein. Er hatte von Borstell Befehl erhalten, eine Patrouille von einem Unteroffizier und sechs Mann gegen das belagerte Graudenz vorzuschicken, fand es aber für gerathener, den Zug selbst in Begleitung von zwei Unteroffizieren und zwanzig Garde du Corps zu unternehmen. Im Städtchen Garnsee zog er Erkundigungen über die Stellung der feindlichen Truppen ein, und erfuhr hier, daß sich im Dorf Bialokowo das Hauptquartier der Hessendarmstädter, nur von wenig Cavalerie geschützt, befinde. Diese Nachricht brachte ihn auf den Gedanken, einen Ueberfall zu versuchen und womöglich die ganze Gesellschaft sammt dem französischen General Royer und dem Prinzen Wittgenstein, die im Dorf lagen, gefangen zu nehmen. Zwar erfuhr er, als er sich bereits inner-

halb der feindlichen Postenlinie befand, daß das Dorf auch von feindlicher Infanterie besetzt sei, und daß vor demselben ein nicht zu umgehendes Infanterie-
piket stehe, was das Unternehmen sehr gefährlich machte; aber doch gab er es
nicht auf, zumal da ihn seine Leute dringend baten, den Ueberfall zu wagen.
Nachdem er seinen Leuten die Gefährlichkeit ihres Beginnens vorgestellt, nahm
er ihnen das Versprechen ab, sich durchaus nicht einzeln zu zertrennen und
mit größter Schnelligkeit und Pünktlichkeit seine Befehle zu vollziehen, wie
sehr diese ihren Wünschen auch entgegen sein möchten. Keiner durfte ein Pistol
laden, und diejenigen, welche geladen hatten, mußten das Pulver von der
Pfanne schütten. Ein Förster aus der Umgegend, der sich sehr ergeben zeigte,
diente als Führer, und unter seiner Leitung ging es vorsichtig weiter, denn er
hatte Hoffnung gegeben, das Piket, das er schon einmal schlafend gefunden, zu
übrumpeln. Wirklich brachte er, als er einmal vorgeritten war, die Nachricht zu-
rück, daß das Wachtfeuer nicht brenne und alles im tiefsten Schlafe zu liegen scheine.
„Hierauf setzte ich getrost meinen Marsch fort,“ erzählt von Ledebur weiter, „nach-
dem ich schon vorher den einen meiner Unteroffiziere im Rücken postirt hatte mit
dem strengen Befehl, alles dicht zusammenzuhalten, keinen einzeln hinausreiten zu
lassen und überall auf die strengste Ordnung zu sehen, wenn ich selbst verhin-
dert werden sollte, meine Aufmerksamkeit darauf zu richten. Kaum aber hatten
wir die Anhöhe erreicht, so leuchtete mir ein hellausfloderndes Feuer entgegen,
und der Förster, außer sich vor Schrecken, rief mir leise zu: „„Herr Jesus, zu-
rück! Alles ist munter und nun kann aus der ganzen Sache nichts werden!““
Bei dem hellen Schein des Feuers konnte ich das Piket deutlich genug er-
kennen und mich überzeugen, daß ihrer über zwanzig waren, aber ebenso auch,
daß kein Gegenstand in ihrer Nähe war, der ihnen irgend zum Schutz dienen
konnte, weshalb ich den Entschluß faßte, sogleich darauf loszugehen. Ich bat
den Förster sich so zu halten, daß er außer Gefahr, für mich aber jeden Augen-
blick a portée sei, und marschirte dann ruhig und leise weiter. Auf diese Weise
kam ich einer doppelten Fußbedette so nahe, daß ich dieselben nicht eher erkannte,
bis ihr „Qui vive!“ mir entgegenschallte; in demselben Augenblick aber trat auch
der Mond hinter den Wolken hervor und erhellte die schneebedeckte Gegend so
sehr, daß ich davon großen Nachtheil befürchtete. Indessen prellte ich beim ersten
Anruf sogleich auf die Betten ein, die, sobald sie Verdacht schöpften, beide auf
mich abfeuerten und dann so rasch zurüchliefen, daß ich im ersten Augenblick fast
irre ward und Cavalerie vor mir zu haben glaubte. Nur mit Mühe holte ich
sie ein, worauf ich beide sogleich niederritt und niederhieb, dann aber mein
Pferd nicht gleich wieder zu halten vermochte, so daß dasselbe wenigstens zehn
Schritt noch mit mir vorprallte, während ich befürchten mußte, jene würden sich
augenblicklich wieder aufraffen und ihr Heil aufs neue gegen mich versuchen,
umso mehr, als keiner meiner Leute in dem kurzen Moment, wo dies vorging,

nahe genug war, um es zu hindern. Beide aber waren bedeutend an den Köpfen verwundet, so daß der eine, welcher auch vom Pferde getreten und beschädigt worden, gar nicht aufstand, der andere aber langsam zu mir herankam und Pardon verlangte. Gleichzeitig näherten sich auch meine Leute und nun dauerte es nicht lange, so war alles gefangen, wobei von feindlicher Seite nur wenige Schüsse gefallen waren, da ein jeder dadurch zu säumen fürchtete und schwerlich zu treffen hoffen durfte. Die Gefangenen waren meist alle schwer blessirt, so daß ich sie getrost der Aufsicht von zwei Mann überlassen durfte. Nachdem ich ihnen die Waffen abnehmen und in gehöriger Entfernung auf einen Haufen legen lassen, sammelte ich meine Mannschaft und ging grade ins Dorf hinein. Gleich am Eingange fand ich mehre von der Besatzung, völlig angekleidet und bewaffnet, die ich indessen für eine Art Dorfwache hielt, weshalb ich glaubte, nicht säumen zu dürfen, sie sogleich niederzumachen, was denn auch geschah. Einer der Leute suchte sich durch die Flucht zu retten; ich setzte ihm nach und als er in einen Winkel, zwischen einem Häuschen und einer tiefen, mit Brettern abgeschlagenen Mistgrube gerieth, konnte er weder vor, noch rückwärts, sondern es blieb ihm nichts übrig, als sich mir gegenüber an die Mauer zu lehnen. Der Raum war so schmal, daß ich kaum das Pferd hätte wenden können; dies indeß nicht beachtend, war ich immer dicht hinter ihm und als er nun nicht weiter konnte, so stellte er sich fest, legte an und schoß etwa aus der Entfernung von drei Schritt auf mich, fehlte aber und erhielt in dem Augenblick, wo er meinem Pferde mit dem Bajonett einen Stich in die Brust gab, von mir einen Hieb, daß er stürzte. Zugleich aber hob sich mein Pferd, vom Schmerze getrieben, so hoch es vermochte und stürzte, zurücktretend, mit mir jählings in die Mistgrube, in der ich, im tiefsten Schnee, wie vergraben unter dem Pferde lag. Gleichwol war ich im Augenblick unverfehrt wieder heraus, auch mein Pferd half sich und ohne zu wissen, daß es blessirt sei, setzte ich mich wieder auf, während alle meine Leute sich auch schon wieder um mich gesammelt hatten, wozu mein braver Unteroffizier Lemke sie mit dem Zuruf aufforderte: „Alles hierher, der Lieutenant ist getroffen!“ Er hatte nämlich geglaubt, ich sei von dem Schuß gefallen. Wie sehr ich mich in der Erwartung getäuscht hatte, die Besatzung in ihren Betten zu finden, war mir leider schon klar geworden; alles war auf den Beinen, in voller Rüstung, doch aber schien meine Ankunft dies nicht bewirkt zu haben, da alles sich ruhig verhielt. Ich ertheilte daher Befehle, durchaus kein Zusammentreffen zu gestatten, sondern alles einzeln gefangen zu nehmen oder niederzuhauen, wobei es aber nicht unterbleiben konnte, daß von feindlicher Seite Schüsse fielen, die alles allarmirten. Das Schloß auf dem Edelhofe war ein hohes, massives Gebäude, mit zwei Flügeln und ziemlich großem Hofraume. Den Unteroffizier Lemke ließ ich mit zehn Mann das Dorf beobachten, um mich

vor dem Abschneiden zu sichern, im Fall Hilfe kommen sollte, den Unteroffizier Könnau aber nebst der übrigen Mannschaft nahm ich mit mir auf den Edelhof. Die paar Mann, welche sich hier zur Wehr setzten, wurden sogleich niedergemacht, dann wies ich Könnau nach dem Flügel und eilte dem Schlosse zu. Eine kleine steinerne Treppe, welche zu demselben führte, war ich in einem Satz mit dem Pferde hinauf, und in der Erwartung, daß Garde du Corps hinter mir wären, sprang ich dann ab, ließ das Pferd stehen und lief mit einem Pistol in der Hand, dem zweiten in der Schärpe, den Säbel am Portepée an der Hand hängend, in die nächste Thür rechts hinein, wo ich aber nichts als eine leere Streu fand. Dieser im Hause war eine zweite Thür, hinter der ein paar erschrockene junge Damen mich wol eher für einen Räuber, als sonst für jemand halten mochten, als ich mit meinem wilden Aussehen, das Pistol mit gespanntem Hahne vorgehalten, hineinstürzte, in der Erwartung, Feinde, aber keine jungen Damen zu finden. Zu Erklärungen und Entschuldigungen war keine Zeit; rasch fragte ich, wo die Einquartierung sei. Auf die wenig befriedigende, bloß verneinende Antwort fragte ich nachdrücklicher, und als nun auf eine gegenüberliegende Thür gedeutet wurde, stürzte ich dort hinein, wo ich wirklich drei Menschen fand. Dem Nächsten an der Thür, der eben im Ankleiden begriffen, forderte ich, mit auf die Brust gesetztem Pistol, den Säbel und andre Waffen ab, die er auch gutwillig herausgab, indem er zugleich erklärte, daß er Obristlieutenant und Adjutant sei. Mir gegenüber, an einer andern Thür, stand ein völlig angekleideter Offizier, dem ich zurief, nicht zu weichen, widrigenfalls ich auf ihn schießen würde; dennoch schlüpfte er zur Thür hinaus und ich fand nun erst Ursache, es zu bereuen, daß ich keine Garde du Corps mit mir genommen hatte. Meine Thür wollte ich nicht verlassen, aus Besorgniß, der Obristlieutenant möchte mir auch wieder entspringen und da ich nach Lage der Zimmer voraussetzen konnte, daß jenes keinen andern Ausgang haben könne, als nach dem Vorderhause, wo meine Leute sich an der Hausthür befanden, so hoffte ich, daß der Entwichene den Mannschaften doch nicht entgehen würde. Indessen wollte ich doch sicher gehn und als endlich einige der Leute, die den Ausgang besetzten, mir nachgekommen waren, eilte ich in das Nebenzimmer, wo ich zu meinem bitterm Aerger die Entdeckung machte, daß der Offizier den Sprung aus dem Fenster gewagt hatte und so entkommen war. Es war dies ein kühnes Unternehmen, da das Haus ein hohes Souterrain hatte und die Fenster nach der Hinterseite sogar noch weit höher lagen, als nach vorn; mit dem Nachsetzen durfte ich mich indessen nicht aufhalten und kehrte also zurück. Die dritte Person im Zimmer war ein junger Mensch von sechzehn Jahren, der Kammerdiener des Generals, eben mit dem Einpacken der Sachen seines Herrn beschäftigt, welche alle um ihn herumlagen. Ich forderte ihn auf, mir zu sagen, wo der General sei, wozu ich auch den Obrist-

lieutenant zwingen wollte, indem ich beide zu erschließen drohte, erhielt aber nur die Antwort, daß er fort sei. Nun gab ich Befehl, den Obristleutenant fortzubringen, der sich aber über meine Härte beklagte, ihm nicht einmal zu gestatten, sich anzukleiden und behauptete, nicht gehen zu können, indem er das Podagra habe und keine Stiefeln anzuziehen vermöchte. Das hatte ich ganz übersehen und war ihm nun selbst beim Anziehen behilflich — freilich ein wenig eiliger, als es ihm lieb sein mochte, — rieth ihm aber dann, es nur soweit mit dem Gehen zu versuchen, bis ich ihm ein Pferd geben könne, was denn auch keine Schwierigkeiten hatte, da es so schlimm mit ihm nicht war und er nur Zeit zu gewinnen suchte. Dem Bedienten befahl ich, mit dem Einpacken fortzufahren und ließ eine Wache bei ihm zurück, die alles, was sich an Effecten und Sachen vorfand, fortbringen mußte, während ich mich selbst in den Hof zu meinen Leuten zurückbegab. Hier kam mir Könau mit dem Prinzen Wittgenstein und einem Lieutenant Rosenberg entgegen, die er zu Gefangenen gemacht. Beide wurden fortgeschickt und dann die Pferdeställe untersucht, wobei es sich vollkommen bestätigte, daß die Besatzung wirklich im Begriff gewesen war, aufzubrechen; die Pferde waren sämmtlich gesattelt, gezäumt und aufgeschirrt. Es wurden im Ganzen etwa dreißig zusammengebracht.“ Ohne weiter vom Feinde gefährdet zu werden, gelangte Ledebur, nachdem er seine Leute gesammelt, die Verwundeten und die Beute auf requirirten Schlitten, die Gefangenen auf den erbeuteten Pferden, wieder nach Garnsee. Der kække Ueberfall hatte die Aufhebung der Blockade von Graudenz zur Folge und verschaffte Ledebur den Orden pour le mérite. Bald darauf zog sich jedoch das preussische Heer wieder gegen Königsberg zurück, Vorstell's Commando wurde aufgelöst, und Ledebur erhielt neben dem Rittmeister Raven den Auftrag, ein Freicorps aus Selbstranzionirten zu bilden, mit dem er am 7. Juni 1807 Königsberg verließ. Hier sollte aber seine kriegerische Laufbahn vorläufig ein Ende nehmen. Am 12. Juni stieß er bei Gesau auf den Feind, der bald eine so überlegene Cavalerie entwickelte, daß es rathsam wurde, den Rückzug anzutreten. Dieser ging anfangs glücklich von statten, bis ein Lieutenant ohne Befehl angriff und das Ganze in ein Gefecht verwickelte, das wegen der Uebermacht der Franzosen — wie es sich später zeigte, hatte man es mit der ganzen Avantgarde unter Murat zu thun — nur nachtheilig werden konnte. Lange trieb man sich hin und her und bei einem gelungenen Angriffe verfolgte Ledebur einen feindlichen Offizier zu hitzig, kam von seinen Leuten ab und fiel aus vielen, zum Theil schweren Wunden blutend, nach tapferer Vertheidigung abermals in Gefangenschaft. Als er wieder geheilt war, war der Friede geschlossen und erst 1813 war es ihm wieder vergönnt, gegen die Franzosen zu sechten. Im Feldzuge 1815 führte er auf dem Rückzug nach Waivre, nach der Schlacht bei Ligny, die Nachhut

und bewachte die Dyle, während die Schlacht bei Waterloo geschlagen wurde. Er starb als General der Cavalerie am 26. April 1852.

General Pelissiers seitherige Leistungen.

Ihre Berichterstatter hat seiner Zeit den Uebergang des Commandos der französischen Krimarmee aus den Händen des Generals Canrobert in die Pelissiers als ein große Hoffnungen erweckendes Ereigniß begrüßt. Jetzt, wo eine mit jenem Wechsel beginnende Operationsepoche abschließt, kann er nicht umhin, das Geständniß zu machen, daß er sich getäuscht hatte.

Der gegenwärtige Generalissimus der französischen Streitkräfte übernahm die Leitung in einem Augenblick, der nicht anders als außerordentlich günstig bezeichnet werden kann. Die massenhaften Verstärkungen, welche man seit Ende des Winters in Frankreich, England und Sardinien organisiert hatte, sowie der Zustoß der Hauptmacht Omer Paschas, brachten die Belagerungsarmee auf nahezu den doppelten Bestand, den sie vordem gehabt; es war demnach Zeit, einen neuen Plan und von ganz andern Dimensionen wie der frühere, ihren Operationen unterzulegen. Im Grunde genommen rechnete wol jeder Einsichtige darauf. General Pelissier dagegen scheint sich damals fest vorgenommen zu haben, genau den Tracen seines Vorgängers nachzugehen, vielleicht nur, um damit der Welt einen neuen Beleg seiner bereits alle Anerkennung genießenden Energie und Consequenz zu geben und um einen einmal früher gethanen Ausspruch, daß Sebastopol durch den directen Angriff, wenn ihm nur der gehörige Nachdruck gegeben werde, zum Fall gebracht werden könne, zu erhärten. Mit andern Worten: mir scheint, daß seine Motive bei dem Beharren auf dem eingeschlagenen Wege persönlicher Art waren und eine neue Bewährung seiner fast sprichwörtlich gewordenen Energie von ihm höher in Anschlag gebracht wurde, als die Entfaltung bedeutender strategischer Geschicklichkeit. Es ist des Haudegens Art und es läßt sich eben dagegen nichts einwenden, als daß es bedauernswerth erscheinen muß, daß eben dieser Haudegen nach reiflicher Erwägung der beste und tauglichste Mann war, um ihm das Heft in die Hand zu geben.

Die günstigen Verhältnisse, welche General Pelissier bei der Uebernahme seines Commandos vorfand, existiren jetzt nicht mehr. Er mochte damals etwa 120,000 Mann Franzosen unter seinem Befehl haben. Heute hat er deren wol nicht mehr als 95,000 Mann. Volle 25,000 Mann sind, auch wenn man mäßige Berechnungen zu Grunde legt, in den täglichen Kämpfen und Gefechten, in den drei Hauptactionen, die seitdem stattfanden und durch Krankheiten zu Grunde gegangen. Das ist ein größerer Verlust, als der, welchen